

II. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Paolo Bernabò's grosse orientalische Menagerie.

Von Georg von Martens.

Als ich vor einem Jahre „noch eine Menagerie“ schrieb, glaubte ich den Schluss meiner Berichte über durch Stuttgart gewanderte Menagerien geliefert, zum letzten Mal die Geduld und Nachsicht der Leser unserer Jahreshefte in Anspruch genommen zu haben; aber meine lieben Vereinsgenossen haben sich nun einmal gewöhnt, mich als ihren Referenten über diesen Gegenstand zu betrachten, und unter den Freunden, die mich zur Schilderung auch der diessjährigen Menagerie aufforderten, befanden sich zwei ausgezeichnete Zoologen, unser verehrter Vorstand Professor Dr. von Rapp, welcher dieser Menagerie zu Lieb von Tübingen hieher gereist war, und der Vorstand der Stuttgarter Naturaliensammlung, Professor Dr. Krauss, welcher mir seine Unterstützung bei der Bestimmung der zweifelhaften Thiere zusagte und mit der ihm eigenen Geduld und Beharrlichkeit gewährte, und so wage ich es auf ihre Verantwortung, zum siebenten Male aufzutreten.

Herr Bernabò hatte das grosse Schützenfest zu Zürich mitgefeiert, dann seine Thiere in Friedrichshafen vorgezeigt und traf Montag den 1. August in Stuttgart ein.

Die Bude befand sich an der nämlichen Stelle, wie die in diesen Heften (1851. I. Seite 43) beschriebene Kreuzbergische und hatte die gleiche Einrichtung, ihr an Grösse wenig nachstehend; auch hier drei Zuschauerplätze, neun Fourgons gegenüber und hinter diesen, doch noch innerhalb der Bretterwand ein Ofen zum Kochen und die von dem Personal der Anstalt bewohnten Wagen, da der Eigenthümer, il Padrone, und die acht Wärter, theils Lombarden, theils Oesterreicher, die sich aber dennoch sehr gut mit einander vertragen, sämmtlich in der Bude wohnen, essen und schlafen.

Jeder Fourgon trägt nur einen grossen langen Kasten von starken Brettern, vorn mit eisernen Stäben geschlossen, der aber durch bewegliche Scheidewände, welche man einschieben und herausziehen kann, in zwei bis vier Kammern abgetheilt werden kann.

Die zwei der Stadt zugewandten Seiten der Bude waren von Aussen mit zehn grossen Gemälden behängt, auf denen die in der Bude enthaltenen Thiere in Lebensgrösse abgebildet sind, ihre Kämpfe und der Fang derselben, Polar- und Saharascenen. Diese Gemälde zogen eine Menge Zuschauer herbei, deren Phantasie durch das Brüllen der unsichtbaren Bären, Löwen und Tiger, das Geschrei der Papageien und die von Zeit zu Zeit ertönende Musik einer Orgel mit Trompeten- und Flötenstimmen noch mehr aufgeregt wurde, so dass diese Gemäldeausstellung mehr Besucher und Bewunderer hatte, als die gleichzeitige der sieben rheinischen Kunstvereine im Kunstgebäude; trat dann der dreier Sprachen kundige Erklärer heraus und ladete das Publicum mit lauter Stimme zum Anblick der grossen Fütterung ein, so fehlte es nie an Leuten, welche der Versuchung nicht widerstehen konnten, den für eigene Ernährung bestimmten Sechser aufzuopfern, um der Mahlzeit der Tiger, Wölfe und Crocodile anzuwohnen.

Die Thiere werden in dieser Menagerie so reichlich genährt, wie ich es noch in keiner anderen gesehen habe, Morgens erhalten die meisten als Frühstück eine Tasse Milch, selbst die alten Löwen und Tiger, nur die Leoparden verschmähen diese unmännliche Kost. Abends nach 6 Uhr ist die Hauptfütterung, für alle Fleischfresser die einzige Mahlzeit, welcher ein Trunk frischen Wassers vorangeht. Sechszwanzig Fleischfresser, darunter fünf kleine, erhielten während der heissesten Sommertage, wo sie viel schlafen und weniger Appetit haben, täglich 110 Pfund Rind- und Hammelfleisch, bei kühler Witterung bis anderthalb Centner, die Pflanzenfresser eben so reichlich Gras, gelbe Rüben, Gurken, Kopfsalat, Endivien und Abends in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, selbst feineres Obst, Birnen, Aepfel, Zwetschgen, Trauben.

Die armen Geschöpfe sind eingesperrt, so sollen sie es so gut als möglich haben, sagte mir Bernabò, auch gewähre es einen viel schöneren Anblick, sie wohlgenährt in ihrer vollen Kraft zu sehen, als so abgezehrt und mager, wie man sie oft sehe. Dieser Italiener rechnet ganz richtig, wenn er den Mangel an Freiheit, die nun einmal solchen Subjecten nicht gewährt werden kann, durch materiellen Wohlstand ersetzt, die unübertroffene Schönheit seiner Thiere zieht eine ungewöhnlich grosse Zahl von Besuchern herbei und begünstigt die Fortpflanzung in der Gefangenschaft, worin seine Menagerie alle von mir bisher gesehenen ebenfalls weit übertrifft.

Abends gegen 8 Uhr bekommen alle Thiere ein Lager von frischem Stroh, welches Morgens wieder weggeräumt wird, dann werden die Behälter der Sicherheit wegen und als Schutz gegen Erkältung mit Bretterwänden verschlossen, die oben ein kleines Fenster haben.

Den 2. August wurde die Bude eröffnet, ich beeilte mich zu abonniren und trat ein, das leichte Zeltdach hielt zwar den Sonnenschein ab, aber auch den Luftzug, in der den ganzen Tag der Sonne ausgesetzten Hütte herrschte eine tropische Hitze von 25 bis 26° R. und folglich auch eine tropische Mittagsruhe, die grossen Thiere lagen meist schlafend weit ausgestreckt in ihren Kammern und athmeten auffallend stark, der Wolf hing wie die Hunde seine Zunge heraus, die Brust der meisten hob und senkte sich, wie die Meereswellen an stillen Sommertagen, es musste ein grösserer Theil der verdünnten Luft eingeathmet werden um den gleichen Theil Sauerstoff aus derselben zu scheiden.

Ein ungewöhnlich grosser brauner Landbär (*Ursus Arctos L.*) eröffnete die lange Reihe der Raubthiere, er soll aus Kamtschatka und erst vier Jahre alt sein, ist aber so dunkelbraun, beinahe schwarz, dass ich ihn Anfangs für einen Baribal hielt, bis mich die derberen Umrisse und die hellere Stirn überzeugten, dass ich weder einen Baribal, noch den von Fr. Cuvier und Schinz (Tab. 50 Fig. 1) abgebildeten *Ursus Arctos sibiricus*, sondern einen echten Landbären, wenn auch ungewöhn-

lich gross und dunkel, vor mir hatte, bei Schinz (I., 299) *Ursus Arctos e. niger, fronte applanata vel transverse concava, vellere fusco nigricante, rostro supra fusco-rufo*, aber doch nicht, wie er unrichtig vermuthete, ein altes Thier.

Bernabò, der die Mahlzeit immer selbst austheilt, sagte zuweilen zu ihm, er solle darum bitten, da richtete sich das grosse Thier auf den Hintertatzen aufrecht in die Höhe, fasste das Gitter mit beiden Vordertatzen und rüttelte es so heftig, dass der Wagen schwankte und manche Zuschauer ein Herabstürzen des ganzen Behälters besorgten. Jetzt erhielt er einen sechspfündigen Laib schwarzes Brod, liess ihn aber liegen und rüttelte wieder, worauf er einige Pfund Fleisch bekam, nun war er zufrieden, schob das Brod auf die Seite und verzehrte behaglich das Fleisch, erst wann er damit zu Ende war, wandte er sich zum Brod, nahm es zwischen die Vordertatzen und war auch bald damit fertig.

Dieses heftige Rütteln nahm er öfters auch freiwillig vor, wenn die Mahlzeit seiner Meinung nach zu lange ausblieb. Gab man ihm den Brodlaib wagerecht aufgeschnitten, so frass er zuerst das Weiche heraus und erst zuletzt die etwas bittere Rinde. Von mir nahm er gern Birnen und Pfirschen, noch lieber Pomegranzenbrödchen und Zimmtsterne an, ich legte sie auf das Wagenrad und er holte sie sehr geschickt mit den plumpen langkralligen Vordertatzen herein, trotz der Schwierigkeit, dass er jede Tatze zwischen andern Eisenstäben herausstrecken musste, somit sie nicht beisammen zurückziehen konnte.

Ein junger Eisbär (*Ursus maritimus L.*) war kleiner als sein dunkler Vetter, ziemlich ruhig und träge und wurde selbst bei kühlem Wetter täglich mehrere Mal so reichlich mit kaltem Wasser überschüttet, dass sein gelblichweisser Pelz ganz struppig aussah und er wohl nur in der Nacht dazu kam, ein trocknes Kleid anzuhaben, indessen behagten ihm diese kühlen Sturzbäder ganz gut. Er bekam wie sein Nachbar Brod und Fleisch, hatte aber nicht die Geduld, mit ersterem zu warten, sondern packte es kaum hereingeworfen an, kam dann das Fleisch, so liess er das noch vorhandene Brod vorerst liegen und verzehrte es als

Nachtisch nach dem Fleische. Seine Sohlen sind gegen die Sitte fast aller Thiere dicht mit langen Haaren besetzt, weil er im Freien stets auf dem Eise lebt, wo diese Behaarung sich nicht abreibt und den Fuss gegen die strenge Kälte schützt.

Den 23. August sollte der Behälter des braunen Bären zu grösserer Sicherheit eine Bodendecke von starkem Eisenblech erhalten und zu diesem Zwecke der Bär entfernt werden, die Scheidewand wurde zur Hälfte herausgezogen, die beiden Bären, die sich schon so oft gehört hatten, konnten sich nun auch sehen, allein keiner bezeugte die geringste Neigung dem andern einen Besuch abzustatten, ich war begierig zu sehen, wie die Sache enden werde, endlich wurde der braune Bär mit Stangen hinübergetrieben, er fürchtete sich sichtbar vor dem kleineren Eisbären, der ihn brüllend empfing, es schien sich ein ernster Kampf entspinnen zu wollen, aber der Wärter schloss schnell die Scheidewand wieder zu, das Beisammenleben wurde zur Nothwendigkeit, beide ergaben sich in ihr Schicksal, legten sich nieder und blieben zwar etwas misstrauisch, doch friedlich bei einander, bis der neue Boden gelegt war und der grosse Bär nach dem italienischen Sprüchwort: Besser allein, als in schlimmer Gesellschaft, gerne in seine trockene Wohnung zurückkehrte. Hier zeigte er sich aber mit der Neuerung sehr unzufrieden, ich fand ihn noch am folgenden Tage mit vergeblichen Versuchen beschäftigt, das Blech wieder wegzureissen.

Der zweite Wagen trug in seinem weiten Behälter eine africanische Löwen-Familie von seltener Grösse und Schönheit, der Löwe ein ernstes ruhig und mit Würde auf und abgehendes Thier mit prächtiger dunkler Mähne und langen Haaren an der Mittellinie des Bauches, erinnerte mich lebhaft an Venedigs Marcuslöwen, denn die Venetianer bildeten ihr Wappenthier, wie die Berner ihren Bären, viel naturgetreuer ab, als man in anderen Ländern die Wappenthiere, z. B. unseren deutschen Reichsadler erblickt, beide aus dem gleichen Grunde, weil sie oft Gelegenheit hatten, es lebend zu sehen.

Auch die Löwin war schön, gross gewachsen und bestätigte die oft gemachte Bemerkung, dass unter allen Katzen die

Löwen am wenigsten Katzen sind; die Tochter in Pest den 24. Januar 1858 geboren, verlebte in Stuttgart ihren neunzehnten Monat, sie war beinahe eben so gross wie die Mutter, aber schlanker und hatte noch, wie die jungen Cuguare, die bei der Mutter völlig verschwundenen dunkleren runden Flecken, welche die Löwenjugend an die Leoparden knüpfen, Sohlen und Schweifquaste waren bei allen drei kohlschwarz. Die Lustigkeit des Löwenmädchens bildete einen lebhaften Gegensatz zum Ernste der Eltern, es sprang in gewaltigen Sätzen von einem Ende des Behälters zum andern, an Wand und Decke hinauf und forderte die Mutter zu Scherz und Spiel neckend auf, bei der reichlichen Mahlzeit ging es aber ganz anständig her, jedes verzehrte ruhig seinen Theil, ohne dem andern etwas zu missgönnen oder gar nehmen zu wollen.

Eine zweite Löwen-Familie, Bewohnerin des dritten Wagens, wurde für asiatisch ausgegeben, wird aber wohl auch africanisch sein. Der Löwe war noch etwas grösser, als sein Nachbar, die Mähne heller und glatter, die Schultern nicht bedeckend, sonst kein Unterschied, namentlich die Fortsetzung der Mähne an der Mittellinie des Bauches eben so reich; eine bretterne Scheidewand trennte ihn von Gattin und Kindern, er war daher unruhiger, brüllte oft im tiefsten Bass, schaute durch eine Spalte hinüber und versuchte die Scheidewand mit den Tatzen zurückzuschieben. Zutraulicher als der andere liess er sich gern von dem Herrn und den Wärtern streicheln und schmiegte sich dabei an das Gitter an, wie eine Hauskatze, doch war auch seine Zärtlichkeit gefährlich, so drückte er einmal dem Oberwärter die streichelnde Hand so gewaltig gegen die eisernen Stangen, dass dieser sie gebrochen glaubte und einige Tage lang Schmerzen darin empfand.

Die schöne grosse Löwin hatte Anfangs Mai zu Mühlhausen im Elsass drei Junge geboren, Eines davon kaufte der hiesige Besitzer eines zoologischen Gartens, Gustav Werner, in Zürich, mit den beiden andern hauste sie jetzt als treue, sorgsame Mutter; nach Katzenart stillte sie dieselben noch immer, obgleich sie schon Zähne hatten und Fleisch frassen.

Beide sahen sich völlig gleich, von der Grösse eines mittleren Hundes, etwas kraushaarig und struppig, noch stark auf hellerem Grunde dunkel gefleckt, besonders lebhaft am Kopfe, über jedem Auge ein dunkler Ring, ähnlich den Flecken der schwarzen Rattenfängerhunde, in Italien Vieraugen genannt. In dessen war eines davon männlich, das andere weiblich, und dieser Unterschied zeigte sich auffallend in ihrem Benehmen, denn was ein Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Die junge Löwin war sanft und gemüthlich wie die Mutter, der Löwenknabe aber keck, dreist, unruhig und händelsüchtig, beim Spiel immer der Angreifer, er wollte immer zuerst trinken, drängte Mutter und Schwester von der Blechschüssel weg und liess oft sein Fleisch liegen, um den anderen das ihrige wegzunehmen.

Rührend war es oft zu sehen, wie sie die besten Stücke de Kindern liess und dann das aufräumte, was diese liegen liessen, so ein Stück Leber und die Knochen, sie gab sich viele Mühe, diese zu zerbeissen, es krachte oft laut, wie bei den Hyänen, allein man sah wohl, dass ihre Backenzähne nicht darauf eingerichtet waren; ein würfelförmiges Stück blieb ihr vier Mal fest zwischen den Zähnen stecken, sie machte ein klägliches Gesicht mit tiefen Furchen quer über die Nase, langte mit den Pfoten nach demselben, machte es mit den Krallen los, dass es herausfiel, nahm es aber jedes Mal wieder auf, bis sie es bezwang, obschon gutes Fleisch vor ihr lag, das sie den Kindern liess.

Ein anderes Mal sah ich den Sohn die Mutter heftig anpacken, er schlang die Vordertatzen fest um ihren Kopf, so dass ich eine Verletzung der Augen besorgte, sie machte die Augen zu und liess ihn gewähren, als er es aber zu arg machte, legte sie nur eine Tatze fest über ihn; dass er sich gar nicht rühren konnte; nach einer Weile liess sie ihn wieder los; er hatte genug und blieb nun ruhig.

Als gegen Ende Augusts die Hitze nachliess und die Jungen etwas mehr herangewachsen waren, gab ihnen die Mutter förmlichen Unterricht in der Jagd, sie machte ihnen die Sprünge

vor, die Handgriffe mit den Tatzen, die zum Fang der Beute nöthig sind und hatte gelehrige Schüler; dass solche zu lebenslänglicher Gefangenschaft bestimmt dieses Unterrichts nicht bedurften, kam ihr freilich nicht in den Sinn.

Mitten in der langen Katzenreihe bildete eine Tiger-Familie den Glanzpunkt dieser Menagerie, der Tiger wie die Tigerin prächtige, grosse, reinliche Thiere, höher, schlanker und gewandter als die Löwen, die Grundfarbe der Lichtseiten lebhafter als fuchsroth, beinahe orange, Unterseite weiss, die senkrechten Streifen kohlschwarz, zahlreich, auf dem Rücken oft zusammenhängend, ohne Spur einer Uebereinstimmung mit der Leopardzeichnung, der Tiger unterscheidet sich kaum durch einen stärkeren Backenbart von der Tigerin. Auch sie sind jetzt getrennt, da die Tigerin am Tage ihrer Ankunft in Stuttgart wie die Hauskatzen vier Junge gebar, wovon eines gleich nach der Geburt starb und jetzt in Werner's zoologischem Garten ausgebälgt zu sehen ist.

Als ich die anderen drei zum ersten Male sah, lagen sie zerstreut auf dem Boden herum und schliefen, ungefähr von der Grösse eines Meerschweinchens, hellgelblich mit engen schwärzlichen Querstreifen. Die Mutter lief im engen Raume auf und ab, scheinbar unbekümmert um sie, doch ohne je eines zu treten, ein Wärter konnte hineinlangen, eines herausnehmen und es uns zeigen.

Den 6. August krochen die Jungen herum, aber schlecht und langsam, den Bauch auf dem Boden schleifend, noch blind herumsuchend, eines schrie ganz wie ein neugeborenes Menschenkind, die Mutter nahm es ins Maul und trug es wie eine Kinderwärterin auf und ab, legte es dann nieder und beleckte es, ein Zuschauer wunderte sich über dieses Tragen im furchtbar gezähnten Rachen, wobei das Tigerkind wie todt ohne sich zu rühren auf beiden Seiten herabhing, wie soll sie es denn sonst machen, fragte der Wärter; wie könnte es sonst Tiger geben kann man ebenso denen antworten, die sich wundern, bei dem grausamsten aller Raubthiere solche Mutterliebe, diese Erhalterin der ganzen Schöpfung, zu finden.

Saugen sah man diese Säuglinge nur selten und immer so, dass die Mutter sich dabei von den Zuschauern abwandte, diesen den Rücken zuehrte, dennoch gediehen sie sichtbar, sie soll sehr viel Milch geben, schon am neunten Tage waren sie auffallend gewachsen, Bernabò nahm eines heraus, seine Augen waren offen, aber trüb bläulichgrau, ohne Bewegung und Ausdruck, er sagte uns, sie blieben 12 Tage blind, lebten 2 Monate nur von der Muttermilch und blieben zwei Jahre lang ziemlich gutmüthig, wahrscheinlich bis zum vollendeten Wachsthum.

Das Herumtragen eines Jungen wiederholte die Tigerin oft und stöhnte dabei mit einem eigenen halblauten Ton, als wollte sie es besänftigen, auch schien es oft, sie suche einen Ort auf um es zu verstecken, wie es die Hauskatzen zu thun pflegen; bei dem Niederliegen nahm sie sich sehr in Acht, keines zu drücken.

Den 16. Tag konnten die Jungen schon sehen, aber noch immer nur schlecht gehen, so dass sie dabei oft sich überschlugen und umfielen, so breit sie auch die schwachen Füßchen stellten. Schon jetzt stellte sich heraus, dass das männliche viel unruhiger war und häufiger schrie und herumgetragen wurde, als die weiblichen; am 5. September, bei kaltem Regenwetter, fand ich alle drei im hintersten Winkel dicht bei einander, um sich gegenseitig warm zu erhalten.

Der 8. August war ein ungewöhnlich heisser Tag, der Thermometer stieg im Schatten auf $27,5^{\circ}$ R., in der Sonne auf 45° , Bernabò nahm mehr aus Mitleid, als weil es nöthig gewesen wäre, einen brodlosen Mann aus der Stadt, welcher schon bei Kreuzberg als localer Aushelfer gedient hatte, als Hilfswärter an. Abends sollte oder wollte dieser neue Wärter das Geschäft der Reinigung der Behälter vor der Fütterung, wo die Thiere am aufgeregtesten sind, besorgen, war aber, wie ein Zuschauer sich ausdrückte „angetrunken“ und langte leichtsinnig anstatt sich wie die anderen eines eisernen Kratzers zu bedienen, welchen selbst die Tiger scheuen, mit dem Arm unter das Gitter hinein, um mit einem Tucho abzuwischen; bei den Bären kam er ungestraft davon, allein schon der africanische Löwe

packte ihn mit den Vordertatzen, die anderen Wärter sprangen herbei und rissen ihn weg, doch bei dem jungen Leoparden ging es ebenso, sie machten ihm ernstliche Vorstellungen und warnten ihn, er aber wollte seinen Muth zeigen, berief sich auf seine Erfahrung und streckte auch bei dem Tiger den Arm weit hinein ohne den Tiger dabei anzusehen, während es allgemeine Menagerieregel ist, solchen Gegnern gegenüber, wie im Zweikampfe, stets seine Augen scharf auf die ihrigen zu richten. Da fuhr der ruhende Tiger blitzschnell auf und fasste seinen Arm mitten zwischen dem Elbogen und dem Handgelenke, der Unglückliche blieb vor Schrecken sprachlos stehen, die anderen Wärter sprangen mit eisernen Stäben herbei, es gelang aber lange nicht, den Tiger durch Schreien und Schlagen zu bestimmen, seine Beute aufzugeben, er biss sich zum zweiten Mal fest, erst als er den Rachen zum dritten Biss öffnete, gelang es, den Mann schnell wegzuziehen, der Vorderarm war morsch entzweit gebissen, die beiden Knochen ragten zersplittert hervor und die Hand hing wie ein Tuchlappen herab, so lief er auf die Wasserkufe zu, um durch Eintauchen des Armes in kaltes Wasser das Blut zu stillen, man verband ihn eilig und brachte ihn sogleich in das Catharinenhospital, wo ihm noch denselben Abend der Arm über dem Elbogen abgenommen wurde, da an Heilung einer solchen Wunde nicht zu denken war.

Der Tiger hatte warmes Menschenblut gekostet und blieb lange aufgeregt, wild und drohend, dennoch hatte der Oberwärter die Kühnheit, am 13. August nach der reichlichen Mahlzeit die Hand durch das Gitter zu stecken und ihn zu streicheln, natürlich ihm dabei freundlich, aber fest und unverwandt in die Augen blickend.

Der sechste Wagen enthielt zwei Leoparde (*Felis Leopardus Temminck*), Männchen und Weibchen, angeblich aus Persien, schlanker und niedriger als Löwe und Tiger, der Schwanz um eine gute Spanne länger als die Hinterfüsse, daher sie ihn immer etwas aufwärts gebogen hielten, um den Boden nicht zu berühren. Die Farbe des Rückens und der Seiten war heller, als ich sie je bei ähnlichen Thieren gesehen, isabellfarbig mit

ringförmigen Rosetten von 3 bis 5, oft zusammen fließenden schwarzen Flecken, die vom Licht abgewendeten Theile weiss mit runden vollen schwarzen Flecken, was man nach einem zu einer Zeit, als man den echten Tiger noch nicht kannte, in allen Sprachen eingeführten Gebrauche getigert nennt.

Die Leoparde waren lebhaft gewandte Thiere, die sich gut mit einander vertrugen, er etwas mager, sie wohlgenährt, sie haben schon fünf Mal Junge gehabt, die alle glücklich aufgezogen und bis auf einen gegen andere Thiere vertauscht wurden.

Dieser eine, im August vorigen Jahres in München geboren, somit ein Jahr alt, befand sich auf der anderen Seite der Tiger im vierten Wagen, getrennt von den Eltern; die Grundfarbe des Fells war noch heller, gelblich weiss, die Grösse nahezu gleich. Als junges Thier war dieser Leopard sehr lustig und munter, er unterhielt oft die Zuschauer durch gewaltige Sprünge an die Wand und die Decke des Behälters hinauf, ganz wie in einer früheren Menagerie die jungen Cuguare (*Felis concolor L.*), wann das Fleisch kam, lag er oft ruhig an einem Ende des Behälters, lauerte darauf und sprang dann unversehens mit einem Satz darnach, wie eine Katze nach einer Maus, und wie diese mit der gefangenen Maus, spielte auch er mit dem ein paar Pfund schweren Fleischklumpen, warf ihn mit den Tatzen in die Höhe und erhaschte ihn wieder mit einem Sprung und dieses Alles ohne jemals ein Thier gefangen, etwas wirklich erjagt zu haben, aus blossem angeborenem Triebe.

Bei dem immer lebhafteren Verkehr mit dem seit Erfindung der Dampfschiffahrt Europas Nachbar gewordenen America kommt in den Menagerien, wie bei den Kirschnern, der americanische Tiger oder Jaguar (*Felis Onza L.*) viel häufiger vor, als der asiatische, und so traf ich auch hier drei schöne männliche Jaguare an, die derbste und plumpste aller Katzen, untersetzt wie die Urbewohner Südamericas, wie die Tiger schlank und

Anmerkung. Onza, nicht Onça, oder gar Onca, wie oft geschrieben wird, ist der spanische und portugiesische, Jaguar der guaranische Name des americanischen Tigers.

hoch gleich den Hindus sind, ungemein kräftig, mit den charakteristischen ein bis drei kleinen Flecken im Centrum der ringförmigen Rosetten.

Trotz der vielbesprochenen Grausamkeit dieses furchtbarsten Raubthieres Americas befand sich jeder der drei Jaguare in Gesellschaft eines anderen Raubthiers und vertrug sich ziemlich gut mit demselben. Einer hatte einen weiblichen Panther aus Java (*Felis Pardus* β *melas* Peron) zum Stubenkameraden erhalten, schlanker, eben so lang aber nicht so hoch, mit längerem Schwanz, kohlschwarz, so dass die Flecken nur bei starker Beleuchtung sichtbar wurden.

Diese Pantherin lag fast immer ruhig in einem Winkel, der Jaguar dagegen lief häufig dicht an Wand und Gitter im Kreise herum und stieg dabei jedes Mal über die Pantherin hinüber, ohne sie zu berühren und ohne dass diese sich im Geringsten in ihrer behaglichen Ruhe stören liess, als aber Bernabò ein lebendes Huhn in den Käfig warf, blieb der Jaguar ruhig, die Pantherin dagegen erhaschte es im Augenblick mit einem Sprunge, biss ihm die Hauptader am Halse auf und sog ihm mit sichtbarem Behagen wie ein Marder das Blut aus, war blutdürstig im strengsten Sinne des Wortes, man sah am Halse deutlich die Bewegung des Schluckens, nach dem Blute wurde der Kopf verzehrt, dann ging es an das Ausrupfen der Federn, ein Geschäft, das ungeschickt von Statten ging, da ihr Rachen sich lange nicht so gut dazu eignete, wie der Schnabel eines Habichts, endlich frass sie das ganze Huhn sammt Eingeweiden und Knochen auf und liess nur die im ganzen Käfig zerstreuten Federn liegen, leckte die Blutflecken am Boden auf und wandte sich nun erst dem Ochsenfleische zu, welchem sie das lebenswarme Huhn aller Schwierigkeiten ungeachtet vorgezogen hatte.

Kamerad des zweiten Jaguars war ein noch nie gesehenes Thier, ein den 18. Juli 1858 in Salzburg geborener Bastard des Jaguars mit der schwarzen Pantherin, der Mutter ähnlicher als dem Vater, aber statt schwarz bläulichgrau, so dass die schwarzen Fleckenringe deutlich hervortraten.

Den 15. August war wieder ein deutscher Wärter so unvorsichtig, mit dem Arm hineinzulangen, pfeilschnell fuhr der Panther auf seine Hand und verletzte sie mit den Krallen, so dass sie stark blutete, der Wärter wurde darüber so aufgebracht, dass er eine starke eiserne Stange ergriff und wiederholt nach dem Panther stach, so dass er ihn getödtet haben würde, wenn er ihn getroffen hätte, dieser aber, obschon in der Menagerie geboren und nie im Freien gewesen, wich mit bewunderungswerther Gewandtheit den Stößen aus, welche stets nur die Bretterwand des Behälters lauthallend trafen und erhielt sich so unverletzt bis Alessandro kam und den Wärter ernstlich zurecht wies, einem unvernünftigen Thiere könne man es nicht übel nehmen, wenn es nach seiner Natur sich benehme, am Wärter sei es, verständig zu sein, die Hände ausserhalb des Gitters zu halten und das Thier unverwandt anzuschauen, so lange man mit ihm zu thun habe.

Es wurde mir klar, welche ungeheure Gewandtheit und Schnelligkeit dazu gehöre, um ein solches Thier mit Lanzen oder Wurfspiesen zu erlegen und wie in Südafrika nur die Kugelbüchse seiner Vermehrung hat Schranken setzen können.

Am dritten Jaguar fiel mir der Verlust der scharfen Eckzähne auf, ein Wärter erzählte mir, man habe ihm, als er eilf Monate alt gewesen, die Eckzähne mit einer Zange abgekneipt und die Nägel an den Pfoten abgeschnitten, um ihn abzurichten, allein, obschon er in der Menagerie geboren unbekannt mit der Wildniss unter Menschen aufgewachsen war, sei er doch immer ganz unzählbar geblieben, auch erinnere ich mich nicht, je von einem arbeitenden Jaguar oder anderem americanischen Thiere gehört zu haben, als wäre die Geistesbegabung dort auch bei den Thieren geringer.

Mit den Mitbewohnern seiner Zelle, zwei gut erhaltenen Hyänen (*Hyaena striata Zimmermann*) vertrug sich dieser Jaguar ganz gut, obgleich sie kleiner und schwächer als er waren; ich sah ihn zuweilen mit einer von ihnen spielen, während die andere ruhig in einem Winkel blieb, die Hyäne richtete die langen Borsten ihres Rückenkamms steil empor, wo-

durch sie grösser erschien und benahm sich ganz unerschrocken, auch fiel von beiden Seiten keine Verletzung vor.

Bei der Fütterung wurde jedoch der Jaguar durch eine eingeschobene Wand von den Hyänen getrennt und über Nacht wurde er zu seinem Nachbar, dem jungen Leoparden versetzt, der ihm ebenbürtiger war.

In früheren Menagerien bekamen die Hyänen beinahe nur Knochen und es wurde behauptet, dass sie solche dem Fleische vorziehen, hier macht man zwischen Löwen und Hyänen keinen Unterschied und ich fand, dass auch die letzteren das Fleisch den Knochen vorziehen.

Zwei Ocelote wurden als Tigerkatzen aus Brasilien, das kleinste Tigergeschlecht, angekündigt, sie waren kleiner, dunkler lebhafter und schöner gefärbt als die unserer Naturaliensammlung, nicht viel grösser als Hauskatzen, aber hochbeiniger. Man hat die von Brasilien über Gujana, Mexiko und Louisiana bis zum Arkansas verbreiteten Ocelote (*Felis Pardalis L.*) in elf Arten gespalten, dann wären diese *Felis elegans Lesson*; es sind wilde, grausame Thiere, so blutdürstig wie die Marder, wenn man ihre Zelle reinigte, fuhren sie immer auf Eisenstab und Tuch los und währenn der Fütterung mussten sie durch eine Scheidewand getrennt werden, da sie gegen die Sitte anderer Katzen einander das Fleisch rauben wollten.

Ein schöner Wolf aus Russland war ein würdiger Repräsentant der Hundegattung, er sah so ehrlich, offen, selbst gutmüthig aus, wie ein tüchtiger Haushund, wenn sich aber die Zeit der Fütterung näherte, konnte man die ganze Schattenseite der Gattung, die Gierigkeit, die Hast und die Unverträglichkeit der Hunde bei dem Fressen an ihm wahrnehmen.

Noch lange ehe die Reihe an ihn kam, merkte er an der Aufregung der anderen Gefangenschaftsgenossen, dass die ersehnte Stunde gekommen sei, sprang und scharrte mit den Vorderfüssen und gab sich alle mögliche Mühe, durch das Gitter nach dem fleischbringenden Herren zu sehen. Die Gattung *Canis* zeichnet sich durch einen weiten Schlund aus und hier konnte man das Sprüchwort: Er frisst wie ein Wolf, ganz begreifen.

Mit der grössten Heftigkeit fuhr er auf das vorgezeigte Fleisch los und schluckte ungeheure Stücke von mehr als zwei Zoll Durchmesser, selbst grosse Knochen rasch hinunter, hatte er die Weite seiner Speiseröhre überschätzt und blieb ein allzugrosses Stück am Eingang stecken, so wurde in grösster Eile ein Theil davon krachend abgebissen und der Versuch wiederholt, selbst die härtesten spitzigsten Knochensplitter wurden ohne Schaden hinuntergeschluckt und verdaut, der aufgelöste weisse Kalk giebt dann das *graecum album* der ehemaligen Apotheken.

Eine gefleckte Hyäne vom Cap (*Hyaena Crocuta Zimmermann*) hatte das Unglück, der Zellengenosse dieses Russen zu sein, obschon in ihrer Heimath unter dem furchtbaren Namen Tigerwolf bekannt, obschon grösser und stärker als er, sah man doch, dass Linné sie mit Unrecht den Hunden beigezählt hat, dick, träge, unbehilflich, besonders schlecht auf den Hinterfüssen, lag sie meistens ruhig in einem Winkel ohne den Plackereien des lebhaften, flinken, aufgeweckten Kameraden einen anderen als einen höchst passiven Widerstand entgegenzusetzen. Zahlreiche Narben und Wunden, besonders am Kopfe, bezeugten seine Misshandlungen, während er ganz frisch und unverletzt blieb, da sie zwar grässlich schrie, mit furchtbarem Rachen und grellen Blicken drohte, aber nie zum Beissen kommen konnte.

Bei der Fütterung stellte sich ein Wärter mit einem eisernen Stabe an die Zelle und suchte beide auseinander zu halten, aber mit wenig Erfolg, die Hyäne frass ruhig und langsam, der Wolf aber hatte immer sein Auge auf sie, ersah sich die Gelegenheit und sprang unversehens mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit über oder unter die Stange durch, der Hyäne ihre Portion entreissend und verschlingend, während er die seine einweilen liegen liess, wenn er nicht schon damit fertig war, sogar von dem Wasser jagte er sie weg und trank allein.

Einige Mal sah ich Bernabò, um diesem Uebel zu steuern, dem scharrenden Wolfe ein schönes Stück Fleisch mit einer Hand vorhalten und ihn so lange damit beschäftigen, bis die Hyäne das mit der andern Hand zugeworfene verzehrt hatte.

Ein ander Mal wurden sie durch eine eingeschobene Bret-

terwand getrennt, der Wolf merkte gleich die Absicht, wurde äusserst heftig und unruhig und versuchte wiederholt gegen die Scheidewand anspringend solche umzuwerfen.

Ein capischer Schakal (*Canis mesomelas* Schreber), Tkenli der Hottentotten, hatte ganz den Bau und das Betragen unserer Füchse, er war etwas kleiner, hatte denselben buschigen Schweif, und sehr lebhaft Farben, fuchsroth, der kohlschwarze Rücken weiss getüpfelt, er war allein, lief oft unruhig auf und ab und frass nichts anderes als Fleisch, gesottenes jedoch eben so gerne als rohes.

Zwei nordamericanische Waschbären (*Procyon Lotor Storr*) lebten friedlich und ruhig beisammen, bekamen wie die Raubthiere regelmässig Fleisch, nahmen aber auch von mir gern gesottenes Fleisch, Zucker, Hausbrod, Weissbrod, Zimmtstern, Pomeranzenbrödchen, Reine Claude-Pflaumen und Trauben an, Birnen aber und Eierpflaumen liessen sie liegen. Gegen das Ende des Augusts starb einer dieser Waschbären, der andere schien sehr traurig und war einige Tage unruhig, bis er sich nach und nach in seine Einsamkeit schickte.

Nicht so gut wie diese harmlose drollige Nordländer vertrugen sich zwei südamericanische Rüsselbären oder Coati, jähzornige, bissige Thiere, wenig dem ihnen von dem Prinzen von Neuwied gegebenen Namen der geselligen (*Nasua socialis*) entsprechend, sie stellten die zwei Arten vor, in welche man sie gespalten hat, der eine grösser hellgraubraun, der andere kleiner, Lichtseite dunkelbraun, Schattenseite lebhaft orange. Der grössere nahm oft beide Fleischportionen für sich in Anspruch und griff den schwächeren heftig an, wenn er auch zulangen wollte, dieser stellte sich dann eingeschüchtert aufrecht wie ein aufwartender Hund in einen Winkel und rührte sich nicht, bis der andere satt war.

Gesottenes Ochsenfleisch war beiden so angenehm wie rohes, auch Anderes nahmen sie an, gesottene Kartoffeln, Hausbrod in Zuckerwasser eingeweicht, Weissbrod, Zimmtsterne, Chocolate, Pomeranzenbrödchen, süsse Birnen, Aepfel, Pflaumen, Zwetschgen, Feigen, Pfrschen und Trauben, so den Uebergang von den Fleischfressern zu den Pflanzenfressern bildend.

Ein junger Ichneumon wurde für den berühmten ägyptischen Crocodilenfeind ausgegeben, war aber wohl der ostindische (*Herpestes griseus Desmarest*). Kopf fleischfarbig durch die schwache Behaarung durchschimmernd, der Leib schlank auf kurzen Füßen, die Farbe aus schwarz und weisslichgelb gemengt. Er schlief fast immer eingerollt in seinem kleinen hängenden Käfig, den der nächste Affe oft aus boshafem Muthwillen unbarmherzig schüttelte und rüttelte.

Bei der Fütterung erhielt er Fleisch, von mir nahm er auch gesottenes Fleisch und Trauben an, an einer halben Birne leckte er, bis sie umfiel, die Schalenseite nach oben, nun gab er sich viele Mühe, sie wieder umzukehren, bis es nach wiederholten Versuchen gelang, worauf er sie verzehrte, Zucker aber und Pflaumen verschmähte er.

Interessant war das Beisammensein zweier einander sehr fremden Thiere, einer orientalischen Zibethkatze (*Viverra Civetta L.*) und eines Ratel oder Honigdachs (*Gulo mellivorus Storr*).

Die Zibethkatze ist wie unsere wilde Katze grau, schwarz gestreift und gefleckt, aber schlanker, länger, nicht so hochbeinig und steht so zwischen Katze und Marder in der Mitte, mit der Verlängerung des Leibes sind auch schmal zugespitzte Schnauze und Schwanz gegeben, das ganze Thier ist gewandt und zum Baumerklettern geeignet.

Der Honigdachs ist das gerade Gegentheil, kürzer aber breiter, besonders auffallend flach, das heisst der horizontale Durchmesser des Körpers grösser als der senkrechte und so sind auch bei ihm mit der Verkürzung des Leibes kurze stumpfe Schnauze und Schwanz gegeben. Die dicke, zähe, locker anliegende Haut ist schwarz, an der Unterseite durch die schwache schwarze Behaarung stark durchscheinend, viele Stellen ganz kahl, weil er sich überall reibt, die Oberseite dagegen dicht und derb behaart, wie bei dem Stachelschwein und Igel und heller als die Unterseite, auf dem Scheitel ein grosser länglichrunder weissgrauer Flecken, auf dem Rücken ein länglicher grösserer grau mit weissem Rande an beiden Seiten, die kurzen dicken Füsse

haben, besonders die vorderen, sehr grosse starke, krumme Krallen, die längste über einen Zoll lang hervorstehend; die kohlschwarzen Augen sind auffallend klein und vermehren das drollig plumpe der Physiognomie, alles deutet auf ein vergraben lebendes Thier, das sich in der Lebensart dem Maulwurfe, Igel und Ameisenbären anschliesst.

Nach Dachsmannier schlief unser Ratel viel, wobei er sich wie ein Igel zu einer Kugel einrollte, oft legte er sich auf den Rücken, um sich behaglich zu kratzen und zu lecken und während die Zibethkatze auf und abging, machte er sich dadurch Bewegung, dass er lebhaft und schnell abwechselnd vorn und hinten emporhüpfte, ohne damit von der Stelle zu kommen, was possirlich aussah, aber die Bewegung zu sein scheint, die er beim Graben macht. So gab es manche ruhige friedliche Stunde unter ihnen, wurde er aber unruhig, so tyrannisirte er die Hausgenossin, indem er sich, den dichten Pelz des Rückens wie einen Schild vorhaltend, gegen sie schob und drängte, unter sie fuhr und sie umwarf oder sie gegen die Wand drückte, während sie ohne von ihren scharfen Zähnen Gebrauch zu machen, ihm bloss auszuweichen suchte, als ich ihm aber einige Stücke Zimmtsterne gab, nach denen er sehr begierig war, zeigte sich die Ueberlegenheit der Gewandtheit über die Stärke, trotz seiner Demonstrationen nahm sie ihm ein Stück um das andere vor dem Maule weg, so dass er die wenigsten versuchen, fast keines ganz verzehren konnte.

Beide wurden als Raubthiere behandelt und mit rohem Fleisch gefüttert, nach welchem der Honigdachs eine heftige Begierde zeigte, einige Mal gab er sich Mühe den über ihm wohnenden Rüsselbären aufrechtstehend mit seinen langen Krallen einen Theil des ihrigen zu nehmen, was ihm auch hie und da gelang.

Gesottenes Ochsenfleisch schmeckte ihm vortrefflich, er fieng darüber Händel mit der Zibethkatze an, der es auch behagte, und bettelte lange um mehr, indem er auf den Hinterfüssen sitzend die beiden Hände mit den Bärenkrallen durch das Gitter streckte und kurz abgebrochen bellte.

Ausser Fleisch frassen beide, wie Bernabò bemerkte, nur süsse Sachen, Zimmtsterne, Reine Clauden und Trauben, der Ratel auch in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, die Zibethkatze auch Pomeranzenbrödchen, Damas de Tours und Eierpflaumen, Feigen und süsse Geishirtlesbirnen, beide aber kein Brod, keine Kartoffeln und keine Aepfel.

Zwei harmlose Stachelschweine (*Hystrix cristata* L.) aus Nordafrika begannen die Reihe der von Pflanzenkost lebenden Bewohner dieser Thiergesellschaft, sie hielten sich immer ruhig dicht an einander im Hintergrunde ihres Käfigs, nur einmal hörte ich einen vom Explicator mit dem Stocke aufgestupft mit seinen Stacheln rasseln; das Fleisch ging unbegehrt an ihnen vorüber, dafür erhielten sie Kopfsalat, Endivie, Gurken, gelbe Rüben, gesottene Kartoffeln und in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, ich reichte ihnen Birnen, sie nahmen sie wie die Eichhörnchen zwischen die Vorderpfoten mit langen krummen Krallen und schauten begehrlieh nach mehr.

Noch harmloser als die scheuen Stachelschweine benahm sich ein australischer Känguruh mittlerer Grösse, dunkelgrau mit röthlichem Schimmer am Hals und Nacken, ein frommes, stilles Thier, das sich anrühren und streicheln liess, meist ruhig sitzend, bei kühlem Wetter die langen Hinterfüsse und den langen dicken Schwanz dicht beisammen auf dem Stroh ausgestreckt, den Oberleib darüber gebeugt, die kurzen Vorderfüsse an die Brust gedrückt mit gesenktem Kopfe, so sich bei seinem dichten Pelze möglichst warm haltend; zuweilen hüpfte er um sich Bewegung zu machen, so gut es ging aufrecht mit gleichen Füßen im Käfig herum, wobei der schwere Schwanz die Stelle einer Balancirstange vertrat, es war ganz die Ortsbewegung der Singvögel, die auch immer hüpfen, nie gehen. Kopfsalat, Endivie, Gurken, grüne Bohnenhülsen behagten ihm sehr, an den gelben Rüben verzehrte er zuerst die Blätter. Von mir nahm er Reine Claudepflaumen, Pfrschen, Trauben, Aepfel und Birnen an, die er auch sitzend mit den kurzen Händen hielt und daran herunternagte, was sich ganz hübsch ausnahm. Kartoffeln, Brod und anderes Backwerk liess er liegen.

Wir fanden diesen Känguruh in Goulds Prachtwerk über Neuhollands Fauna als *Halmaturus Bennetti Gould* abgebildet, den Brush Kangaroo der Colonisten von Tasmania, wo er häufig gejagt wird, sein Fleisch ist ein beliebtes Wildpret, die Felle liefern die einzige Art von Oberleder für die Stiefeln und Schuhe der Wohlhabenden und werden zu Tausenden ausgeführt.

Nach Gould hält dieser Busch-Känguruh in Englands Klima aus und vermehrt sich jetzt im Freien in einigen Parks, seine weitere Verbreitung in Europa wäre daher eine würdige Aufgabe für die Acclimatisations-Vereine, Hobarttown hat nämlich eine mittlere Wintertemperatur von + 4,48 R., London + 3,33, und es wäre interessant zu erfahren, ob und unter welchen Umständen auch diese Grenze überschritten werden könne.

Mit Affen war auch diese Menagerie, wie gewöhnlich reichlich versehen, der grösste und stärkste aus der verrufenen Gruppe der Paviane befand sich abgesondert von den anderen in einem grossen Behälter unter dem Namen Waldmann, es war der in Sennaar, Abyssinien, Kulla und Dongola lebende *Cynocephalus Babuin Desmarest*, mit lang vortretender schwarzer Schnauze und grün und dunkelgrau gemengter Farbe der Haare. Er betrug sich immer still und ruhig, beunruhigte nie seine Nachbarn, die Stachelschweine und den Känguruh, nahm was man ihm reichte sanft und artig aus der Hand und war der einzige Affe dieser Menagerie, welcher Nüsse mit Leichtigkeit aufbeissen konnte, Birnen biss er den Stiel ab und schob sie dann ganz ins Maul, wann der Explicator vor ihn trat und den Zuschauern erzählte, dass er aufrecht gehe wie ein Mensch und sich mit Stöcken und Steinen wehre, richtete er sich jedes Mal zur Bekräftigung des Gesagten aufrecht in die Höhe, nur ein paar Mal sah ich ihn, wie Petz am andern Ende der Reihe, das Gitter fassen und seine Behausung heftig rütteln, als das Mittagessen zu lange ausblieb.

Die anderen vierzehn Affen hatten ihre Wohnung in acht Käfigen des neunten Wagens, wo sie auf frischem Stroh, zu zwei oder mehr beisammen um sich warm zu halten, die Nacht

zubrachten, bei Tag wurden aber die meisten an dünnen Ketten um den Hals gebunden vor und neben ihrem Wagen, um den Tapirpferch und Reiherkäfig bis dicht an den zweiten und dritten Platz vertheilt, wo sie ihr Wesen als die Hanswurst der Gesellschaft zur grossen Belustigung der Zuschauer trieben.

Der ruhigste und friedlichste von allen war ein südamerikanischer Capuziner (*Cebus Capucinus Erxleben*), von Bernabò Sapaju genannt, sehr hellfarbig, gelblich mit dem bleichen Gesichte eines alten Mannes und langem braunen Wickelschwanz, von welchem er jedoch hier keinen Gebrauch machen konnte; freundlich, ruhig, doch fest und mit scharfen Zähnen versehen, hatte er sich die Achtung seiner Nachbarn erworben, welche sich nicht leicht getrauten, ihm etwas zu nehmen, ihn nie neckten. Er hatte schon eine angegriffene Lunge und wenig Appetit und war daher wählicher in seiner Kost, mit einer Nuss gab er sich viele Mühe, klopfte damit auf den Tisch, rieb sie, versuchte sie aufzubeissen und warf sie endlich weg, aus den Gurken klaubte er die Kerne heraus und ass nur diese, beim Anisbrod klaubte er sorgfältig die Aniskörner heraus und wann vor Schlafengehen gesottene Kartoffeln ausgetheilt wurden, rieb er die seinigen auf dem Tische und las die abfallenden mehligten Brosamen auf.

Der Nachbar des Capuziners war ein Mangabei aus Congo (*Cercopithecus fuliginosus Fr. Cuvier*), in der schlanken Gestalt der ostafrikanischen rothen Meerkatze (Jahreshefte III. S. 95) gleichend, eben so gross, mit ähnlichen Gesichtszügen, aber ruffarbig, an der Unterseite hellgrau, auffallend durch weisse Augenlieder, übrigens wie jene ein stiller ernster Affe.

Die graugrüne Meerkatze aus Guinea (*Cercopithecus griseoviridis Desmarest*) auf dem Anschlagzettel der Harlequin, einer der seltensten Affen, genannt, von Bernabò aber Calatrici, ist wirklich kaum von der häufigen südafrikanischen Callitriche (*Cercopithecus sabaeus Desm.*) verschieden. Es war einer der reinlichsten Affen, die Oberseite grün und grau gemengt, die Unterseite milchfarbig, Gesicht und Hände schwarz, nicht angebunden, dafür aber beständig in seinen Käfig eingeschlos-

sen, vor welchem er zuweilen Besuche von anderen Affen, wie die Nonnen im Sprechzimmer, erhielt.

Vier untersetzte Affen mit vorgezogenem schwarzem Gesichte und röthlichgelber beinahe fuchsrother glatter langer Behaarung, gegen den Rücken dunkler, der Schwanz länger als die verhältnissmässig kurzen Hinterfüsse, nicht grösser als Hauskatzen, von Bernabò Papilioni genannt, waren wirklich noch nicht halbgewachsene Paviane (*Cynocephalus Sphinx Wagner*).

Einer dieser Paviansknaben befand sich zwischen stärkeren Nachbarn und war daher ungemein schüchtern und ängstlich, er legte sich bittend auf das Wagenrad, streckte die Hinterhände so weit als möglich aus, um etwas ausser dem Bereiche seiner Nachbarn zu erhalten, und schrie dann vor Angst, dass sie es ihm abnehmen, die drei andern dagegen, welche in der Nähe der Zuschauer ihren Platz hatten, von keinem stärkeren Nebenbuhler bedroht wurden und reichliche Geschenke bekamen, waren ungemein muthwillig, plagten und neckten Jeden, der in ihren Bereich kam und in Ermangelung anderer, sich unter sich selbst; so reichte ich einmal dem Mongoz eine Birne, der nächste Pavian nahm sie ihm weg und schob sie in seine Backentasche, nun gab ich dem Mongoz einen Pflirschnitz, der Pavian nahm auch diesen und behielt ihn in den Händen, raubte endlich auch dem Hutaffen eine Birne und hielt sie mit den Hinterhänden fest, ich gab ihm eine tüchtige Ohrfeige, er schrie, hielt aber doch alles fest.

Der böse Nachbar des schüchternen Pavians erwies sich als ein Lapondre (*Inuus nemestrinus Geoffroy*), von Bernabò Lapone genannt, aus den Sundainseln, gelbbraunlich, gegen den Rücken und auf dem Scheitel dunkler, mit hellbräunlichem Gesicht und kurzem, einwärts gebogenem Schwanz, dem unserer zahmen Schweine nicht unähnlich. Als einer der unruhigsten und unartigsten Affen hatte er seinen Platz in dem abgelegenen Winkel erhalten, den Zuschauern fast unerreichbar, so dass er sich nur mit Aufrütteln des Ichneumons, Quälen des jungen Pavians und Necken der Wärter, die er an die Kleider packte, die Zeit zu vertreiben suchte.

Der berüchtigte Magot (*Inuus Sylvanus Wagner*) aus der Barbarei, der Affe, welcher mit den Kamcelen Jahrhunderte hindurch auf Europa's Märkten zur Belustigung herumgeführt wurde, bis eine strengere Polizei diesen Wanderungen ein Ende machte, Oberseite hellgelbbräunlich, Unterseite weiss, breiter als andere Affen, einer der bösartigsten, war ebenfalls ausser dem Bereiche der Zuschauer ziemlich kurz angebunden, daher seine Lieblingsbeschäftigung darin bestand, sich möglichst lang auszustrecken, um seine Nachbarn mit den Hinterhänden, die er so gut als die der Arme gebrauchen konnte, bei der Kette zu fassen und heranzuzerren, wobei sie oft schlecht wegkamen.

Diese Nachbarn waren drei junge nur halb gewachsene Javanische Makako's (*Macacus Cynomolgus Desmarest*) hellgrünlichbraun mit hellem, fleischfarbigem Gesicht und Händen, die unartigsten und muthwilligsten aller Affen dieser Menagerie, daher an kurzen Ketten in den tiefsten Hintergrund gestellt. Sie balgten und neckten sich unaufhörlich unter einander, doch wie muthwillige Schulknaben innerhalb gewisser Grenzen, so dass trotz allen Geschreies und vieler Grimassen keine ernstliche Verletzung vorkam, nur einmal sah ich den Magot einen dieser jungen Javaner heftig in die Schwanzspitze beißen, dieser war über den unerwarteten Ernst höchst erschrocken, schrie, jammerte und versteckte sich hinter ein Brett, seine Kameraden bewiesen sich sehr theilnehmend, schmeichelten und trösteten ihn, er bewegte lange den sonst schlaff herabhängenden Schwanz hin und her wie ein wedelnder Hund, hat also hinreichende Muskelkraft zu dessen Handhabung als Balancirstange.

Man konnte ihnen, so begehrlieh sie auch waren, beinahe nichts geben, da sie statt nach der Birne zu greifen die Hand fassten und zu beißen suchten, gelang es ihnen eine Mütze zu erhaschen oder den Rock zu erreichen, so suchten sie solche mit den Zähnen zu zerreißen, bissen auch in jeden Stock, den man ihnen vorhielt, so dass die Wärter Jedermann vor ihnen warnten und selbst nicht ungezupft sich ihnen nähern konnten, dennoch nöthigte sie Bernabò bald eine aufrecht sitzende, bald eine betende oder aufrecht stehende Stellung anzunehmen

und wie eine Schildwache zu grüssen, oder wie Karyatiden die Hände über dem Kopfe zusammen zu legen, was sich um so possirlicher ausnahm, als man ihnen wohl ansah, wie ungeru sie es thaten, sie blieben keine Secunde länger in der anbefohlenen Stellung, als so lange er sie ansah. Er nannte sie *Culi rossi* und rühmte sie als *molto intendevoli*, sehr gelehrig, Abends nach beendigter Fütterung, wann sich die meisten Zuschauer entfernt hatten, gab er ihnen Unterricht, er liess sie auf einer langen wagerecht befestigten Stange wie Seiltänzer mit der Balancirstange in beiden Händen vor- und rückwärts laufen, springen, sich auf den Rücken legen und sich überschlagen, das Schwierigste sagte er mir, sei, sie dahin zu bringen, dass sie wie der Mensch aufrecht auf zwei Füssen gehen, sie seien so wenig als die Hunde dazu gebaut, habe man sie so weit gebracht, dann lernten sie schnell und ohne Mühe vieles Andere. Dass sie ungeru und nur gezwungen lernen, entschuldigte er damit, dass es für sie etwas unnatürliches sei; der, den er gerade unter der Hand hatte, sei ihm in Zürich entkommen und habe sich 14 Tage lang in den Gärten um die Stadt herumgetrieben, manchen Schaden gestiftet, selbst Fensterscheiben zerbrochen, ohne dass es möglich gewesen wäre, seiner habhaft zu werden, bis er endlich in einen Stall gegangen sei, den man schnell zugeschlossen habe; auch hier sah ich einen ihm aus den Händen schlüpfen und auf das Dach der Bude flüchten, wo es lange währte bis man ihn wieder einfing.

Man brauche, fuhr er fort, viel Geduld und zwei volle Jahre Zeit, und habe man sie endlich mit vieler Mühe abgerichtet, so stürben sie; den ersten Husten überständen sie glücklich, der Harlequin habe stark gehustet, als er ihn kaufte, huste aber jetzt nicht mehr und sei munter und gesund, ein alter Makako sei schon ein geübter Seiltänzer gewesen, aber jetzt schwindsüchtig und seinem Ende nahe. Dieser lebte jetzt von den andern Affen getrennt ohne Kette in einem Käfig im hintersten Winkel der Bude, hustete ganz wie ein lungenkranker Mensch, lag ebenso auf seinem Stroh auf der Seite ohne sich zu rühren und liess nur die lebhaften Augen rollen. Ein Wärter nahm ihn her-

aus, die Behaarung war noch schön und glatt, das Gesicht aber auffallend blass, er schmiegte sich traurig an den Wärter an, der ihn liebte und tröstete, mir aber dabei erzählte, er sei, so lange er noch gesund gewesen, der bösartigste von allen Affen gewesen. Jetzt war sein Muthwillen gebrochen. Bernabò reichte ihm eine Birne, er versuchte sie anzubeissen und liess sie dann fallen, von einer Traube nahm er nur einige Beeren.

Den Schluss machte ein Hutaffe, Bonnet chinois (*Macacus sinicus Desmarest*) aus Bengalen, auch grünlichbraun mit hellem Gesichte und Händen, kenntlich an den vom Scheitel strahlenförmig ringsum auslaufenden langen glatten Haaren, welche einige Aehnlichkeit mit einem chinesischen Hute haben, der kleinste und friedlichste Affe dieser Menagerie. Am äussersten Ende dicht neben den Zuschauern angebunden, liess er sich von Jedermann anrühren und streicheln, sprang uns zutraulich auf die Schulter oder in die Arme und entzog sich den Neckereien der Paviane gewöhnlich durch Herabklettern auf der entgegengesetzten Seite des Tisches; als man ihm am Tage vor der Abreise den Capuziner zum Gesellschafter gab, schloss er gleich eine zärtliche Freundschaft mit ihm, während die meisten andern Affen viel Unfug trieben.

Die Affen sind vielleicht in noch weiterem Umfange als der Mensch Allesesser (*Omnivora*), im freien Zustand vorzüglich auf Baumfrüchte angewiesen, nehmen sie auch in der Gefangenschaft jede Art von Obst an, ausserdem erhielten sie hier Morgens Milch, den Tag über Aepfel, Birnen, Pflaumen, Trauben, gelbe Rüben, Gurken, Kopfsalat, Endivie, Abends gesottene Erbsen, Ackerbohnen und Kartoffeln und in Zuckerwasser eingeweichtes Brod, von den Zuschauern nahmen sie gern Alles, was Bäcker und Zuckerbäcker backen, Chocolate, Zucker, was mich aber sehr überraschte, war, dass der freigebige Bernabò sie auch bei der Austheilung des rohen Fleisches nicht überging, die Paviane, der Harlequin und die Makako's verzehrten es auch, nur der Capuziner und der Hutaffe verschmähten es. Gekochtes Fleisch fressen sie lieber, bemerkte mir Bernabò, als nicht alle zulangten, die Hustenden erhielten warmen Thee und Ger-

stenschleim. Im Ueberfluss sind sie leichtsinnig und verschwenderisch, bei Mangel genügsam, als einer eine Bohnenhülse erhielt, öffnete er sie, ass die Bohnen und warf die Hülse weg, die sein Nachbar aufnahm und verzehrte, ein anderer schälte seine Birne, der Nachbar las die Schalenstücke auf.

Ein *Mongus* (*Lemur Mongoz L.*) aus Madagaskar war ein scheues stilles Nachttbier mit lockerem, weichem, rauchgrauem Haar, spitziger Schnauze und grossen runden Eulenaugen, gemildert durch die kaffeebraune Farbe der Iris, der Schwanz länger als der Leib, locker und reich behaart, als warmer Mantel, er sass meist zusammen geknäuelte ruhig an einer Stelle, liess sich berühren und streicheln und nahm von mir Birnen, Pflirschen und Pomeranzenbrödelchen leise mit den Händen an, Fleisch und Chocolate nahm er nicht und war überhaupt bald satt.

Der Hutaffe hatte ihn in seinen Schutz genommen, hielt ihn immer dicht an sich und that sehr zärtlich mit ihm, nahm ihm auch, ein seltener Fall bei Affen, niemals weg, was ihm gegeben wurde.

Mit den benachbarten Pavianen spielte er öfters, ohne sie im Mindesten zu fürchten, war zwar nie der erste Angreifer, wies aber aufrecht auf den Hinterhänden stehend jeden Angriff entschieden ab.

Er war mit einem ledernen Riemen um den Unterleib an eine Schnur gebunden, die sich zuweilen mit der Kette des Hutaffen verwickelte, in solchen Fällen wissen sich die Affen gewöhnlich nicht zu helfen, den Hutaffen aber sah ich zwei Mal die Schnalle des Riemens seines Schützlings aufmachen, dieser benützte sogleich seine Freiheit, schlich sich das erste Mal leise in das Gebiet der anderen Affen hinüber, die ihn freundlich aufnahmen, das zweite Mal aber auf das Zeltdach hinauf, so dass es viel Zeit und Mühe kostete, ihn wieder einzufangen.

Unter den Thieren, welche Bernabò als harmlos frei zwischen den Zuschauern des ersten Platzes herumlaufen liess, war das seltenste und merkwürdigste ein Tapir (*Tapirus americanus Schreber*) aus Cayenne, nach der Ankündigung das erste Exemplar der Art, welches in Europa gesehen wird, wie auch

Oken (VII., 2, S. 1141) bemerkt, dass es wenig Sammlungen in Europa gebe, wo er sich finde und dass Lebendige gar nicht zu uns kämen, indessen befand sich schon im Jahre 1815 in der Menagerie des Königs Friedrich von Württemberg ein lebender Tapir, welcher nach seinem Tode in die Stuttgarter Naturaliensammlung kam.

Man nennt den Tapir gewöhnlich das grösste in Südamerika vorkommende Landthier, allein alle *Auchenien* und einige südamericanische Hirsche sind grösser; er hat so ganz das Aussehen eines Dickhäuters, dass er am Besten einem recht grossen wohlgemästeten Schweine verglichen werden kann, untersetzt wie dieses, mit dicken kurzen Füßen, tonnenartig rundem Leib, niedrig gehaltenem Kopfe und kurzem Rüssel; diesen drei Zoll langen Rüssel bewegte und handhabte er wie das Rhinoceros, nahm Aepfel und Birnen damit vom Boden auf und schob sie unter die Zähne, auch fiel mir die Aehnlichkeit seiner Augen und seines Blickes mit denen des Nashorns auf, doch ohne die Tücke desselben, der Erklärer nannte ihn daher nicht unpassend das americanische Rhinoceros, der hohe Hals mit kurzer aufrechter Mähne erinnert wie der Euter mit zwei Zitzen an das Pferd. Die Haut ist ausserordentlich dick, ohne Falten glatt ausgespannt und fühlt sich wie ein Brett an, der Explicator wiederholte jedes Mal, dass weder ein Speer noch eine Flintenkugel hindurch gehe und nach *Stedman* machen sich die Karaiiben Schilde aus derselben. Die Haare sind steif und hart, aber so kurz und glatt anliegend wie bei dem Wallross, die Farbe des ganzen Thieres ist gleichförmig hellgrau ohne die geringste Abschattung weder nach oben noch nach unten.

Er lag fast den ganzen Tag auf der Seite, alle Viere von sich streckend, da ihm die Dicke und Kürze des Halses und der Füße und die gespannte dicke Haut sehr wenig Abwechslung in der Stellung gestatten, am liebsten in der durch das Begiessen des Eisbären entstandenen Pfütze. In den heissesten Tagen war er ganz mit Fliegen bedeckt, die auf ihm herumliefen, ohne dass er sich im Mindesten darum bekümmerte, als er einmal bei den *Makako's* vorbeiging, sprangen zwei derselben auf seinen Rücken,

und wenn er in seinem Pferch mit den Vorderfüßen emporstieg, wurde er von dem Magot heftig angegriffen, ohne sich mehr darum zu bekümmern, als um die Fliegen.

Fast bei jeder Erklärung wurde er mit Stockschlägen zum Aufstehen genöthigt, mit Schlägen aus dem Pferch heraus die ganze Länge der Bude spazieren getrieben und wieder in solchen hinein, so dass sein Rücken voller heller Striemen war.

Einmal gab ich ihm, als er gerade noch im Pferch eingeschlossen lag, grüne Bohnen und Birnen, er stand auf und nahm sie ganz artig mit dem Rüssel mir aus der Hand, sie erregten in ihm grosse Begierde nach mehr, er wollte mir wie gewöhnlich folgen und versuchte mit dem Rüssel den Strick loszubinden, welcher die eiserne Gitterthür zuhielt, dann diese zu öffnen oder zurückzuschieben. Es ging nicht, da zerhieb er wie Alexander den Knoten, indem er sich mit solcher Kraft gegen die Thüre stemmte, dass die eisernen Stäbe sich bogen und ein zolldickes Brett des Bodens, in welches der Thürpfosten eingefügt war, morsch entzwei brach, er schritt über die eingestürzte Thüre und kam ganz friedlich, als wäre nichts geschehen, auf mich zu, wurde aber von den herbeigeeilten Wärtern unbarmherzig geprügelt und wieder in sein Gefängniss hineingetrieben, ohne dass er die geringste Spur von Aufregung und Widersetzlichkeit gezeigt hätte. Der würde die ganze Hütte zusammenreißen, wenn er wollte, sagten sie, und meinten, als ich ihn bedauerte, er spüre von den Schlägen doch nicht viel.

Am meisten fiel mir seine Stimme auf, die er selten hören liess, eine ganz feine, nicht laute Sopranstimme, so dass man kaum errathen konnte, dass sie von einem so grossen Thiere komme.

Seine Kost war rein vegetabilisch, trockenes und eingeweichtes Brod, Endivie, gelbe Rüben, Kartoffeln und Gurken und von Besuchern gereichtes Obst, die grössten Eierpflaumen frass er mit sammt dem Stein, den man unter seinen Zähnen krachen hörte.

Ein *Paca* (*Auchenia Alpaca Desmarest*) aus Peru, hatte die Gestalt eines Lama ohne dessen Grösse zu erreichen, Länge

des Leibes 3 Fuss 9 Zoll pariser Mass, Höhe bis zur Schulter 3 Fuss, ganze Höhe veränderlich, wenn er den Kopf am höchsten trug 4 Fuss 5 Zoll, mir gerade an die Schulter reichend, das ganze Thier kohlschwarz, sehr mager, aber dick erscheinend durch seine halbkrause herabhängende Wolle.

Diese Wolle ist länger als die Vicunnawolle, nach meiner Messung volle sieben Zolle, aber nicht so fein, er kommt nicht wild vor und wird an der Westseite der Anden wie bei uns das Schaf vorzüglich dieser Wolle wegen gezogen.

Der Paca unserer Menagerie war ein stilles frommes Thier das bequem und gemächlich zwischen den Zuschauern herum spazierte, sich auch berühren liess, aber die vier schaufelförmigen zwei Zoll lang aus dem Maule hervorstehenden gelben Schneidezähne der untern Kinnlade vermehrten noch das dumme unfreundliche Aussehen, welches die Auchenien mit dem dadurch sprüchwörtlich gewordenen Kameel gemein haben, auch bemerkte ich nie etwas an ihm, das von Intelligenz gezeugt hätte, er benahm sich ganz wie ein Schaf, war das älteste Mitglied der Gesellschaft, wahrscheinlich schon sehr alt, und erhielt als Kost gelbe Rüben, Endivie, Kartoffeln und gesottene Erbsen und Ackerbohnen, von mir nahm er gern Obst an und lief mir lange nach, wenn er etwas erhalten hatte.

Während der heissesten Tage traf ich ihn immer stehend an, den ersten September legte er sich aber in meiner Gegenwart nieder, zuerst niederkniegend wie ein Kameel, dann sich auf die Seite legend wie der Tapir, den Kopf auf dem erhöhten Strohlager. Ein anderes Mal sah ich ihn so sitzen, dass man gar nichts von seinen Füßen sah, die Hinterbeine nach vorn, die Vorderbeine nach hinten gebeugt, den Bauch auf allen ruhend und so Alles warm gehalten unter der üppig reichen Wolldecke.

Ein schüchternes stilles Geschöpf gab mir Bernabò als eine *Antilope gibba* aus Guinea an, mir schien es am Besten mit *Antilope phalerata* Hamilton Smith aus Congo übereinzustimmen, welche aber selbst nur eine junge *Antilope scripta* Desmarest, der bunte Bock der Colonisten am Cap, sein dürfte.

Unser bunter Bock hatte einige Aehnlichkeit mit einem Reh, war aber kleiner, leichter und zierlicher gebaut, die Füsse sehr dünn, der Kopf lang gestreckt mit zugespitzter Schnauze, die Ohren sehr gross, graulich, weiss gesäumt, vor solchen zwei viel kürzere, rückwärts gerichtete, gerade, scharf zugespitzte, schwarze Hörner, der Rücken etwas gewölbt, der Schwanz sehr kurz, kaum sichtbar. Die Hauptfarbe war röthlichgelb, durch Abschattung gegen den Rücken und Kopf schwärzlich, an der Unterseite in weiss übergehend; über den Rücken ein Strich von weissen mit schwarzen untergemengten Haaren, wovon an jeder Seite sieben schmale weisse Streifen senkrecht herabgingen, darunter ein wagerechter und einige weisse Flecken zwischen den Augen und der schwarzen Nase, an den Füssen über den Klauen weisse Flecken und ein schwarzer Ring, wie bei *Antilope picta*.

Die Höhe vom Rücken bis zum Boden betrug 2 Fuss 5 Zoll pariser Mass, den Hals trug er aber so verschieden, dass sich die ganze Höhe nicht gut bestimmen liess, Bernabò sagte, er sei noch ganz jung und bekomme über einen Fuss lange Hörner.

In ruhigen Zeiten hielt er sich auf dem ersten Platze auf, wurde es aber zu voll oder wurde er von den Besuchern zu viel berührt, so zog er sich unter den Bretterboden des dritten Platzes oder unter die Wägen zurück.

An einem schönen Sommermorgen ging ich mit meiner Tochter Luise in die Bude, um sein Bild aufzunehmen, ich lockte ihn mit Stückchen Weissbrod, die er mir gerne aus der Hand nahm, berühren liess er sich aber ungern und fuhr rasch nach der Hand, als wollte er beissen, ich spürte seine Lippen und Zähne, doch nur als leichten Stoss, Luise begann zu zeichnen, nun wurde er aber neugierig, lief auf sie zu, besah und bereoch die Papiere und Farben und wollte die grünen Bänder der Mappe fressen, die er für Gras hielt. Ich suchte ihn möglichst freundlich in eine bessere Stellung zu bringen, allein die Geduld ging ihm bald aus, er entsprang und schlüpfte unter den dritten Platz. Nachdem wir lange vergebens gewartet hatten, ob er nicht wieder hervorkomme, hatte Herr Bernabò die Gefälligkeit, ihn

durch einen Wärter einfangen zu lassen, ein Schnupftuch um seinen Hals zu schlingen und ihn mir so als Gefangenen zu übergeben. Nun hielt ich ihn in passender Stellung fest und suchte ihm möglichst zu schmeicheln, er war eingeschüchtert und verhielt sich ziemlich ruhig, obschon es nicht an Anlässen zum Gegentheil fehlte, er hatte bei der Jagd eine blutige Verletzung an einer Schulter erhalten, mit zunehmender Hitze stellten sich blutdürstige Stechfliegen ein und plagten uns beide, er schnappte nach ihnen oder zitterte mit der Haut an der Stelle, wo sie sassen und ich merkte nun, dass er auch meine ihn berührende Hand für Fliegen hielt, wie die Bänder für Gras. Die andern Thiere wurden neugierig oder glaubten, ich füttere ihn, bald drängte sich der Paka gravitatisch zu uns, bald wurde der Tapir auf seinem gezwungenen Spaziergang vorbeigetrieben, selbst der Kronenreiherr kam heran, am beschwerlichsten war aber der Casuar, welcher noch so oft mit Faustschlägen, Fusstritten und Ohrfeigen fortgejagt unaufhörlich wieder kam und sich zwischen uns und die Malerin stellte; so ging es zwei Stunden lang fort, dass mir der Schweiss von der Stirne herabliess bis das schöne Bild fertig und gleichzeitig die Geduld des armen Gefangenen zu Ende war, er machte eine heftige Anstrengung, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ich liess ihn in dem Glauben, dass er sich selbst befreit habe und sah ihn an diesem Tage nicht wieder; über Nacht war aber Alles vergessen und am folgenden Tage nahm er wieder Birnen, Zwetschgen und Pomeranzenbrödchen aus meinen Händen, als wäre nichts vorgefallen.

Ein neuholländischer Casuar (*Casuarium novae Hollandiae* Latham) hatte den Kopf und Schnabel eines welschen Habnes, auch etwas nackt und blaulicht, der Leib dicht und anliegend befiedert, gelb, grau und schwarz gemengte, wie grobe Haare herunterhängende zweifahnige Federn. Er mass von der Spitze des Schnabels bis zum hintern Ende gerade fünf Fuss, die Höhe wechselte ab, da er sich bald aufrechter, bald gebückter hielt, übertraf aber die des Paka und betrug zuweilen bis fünf Fuss zwei Zoll. Er ist das grösste Landthier von Australien, das kein ihn an Höhe, vielleicht nicht einmal an Gewicht übertreffendes Säugethier hat.

Dieser Casuar war das dummste und gutmüthigste Thier der ganzen Menagerie, da bei ihm die Intelligenz fördernden Vorderglieder ganz verkümmert und unbrauchbar sind; rücksichtslos drängte er sich durch die Zuschauer, von Stößen und Schlägen sah ich gar keine Wirkung, weder Furcht noch Zorn. Seine derben plumpen Füße braucht er lediglich nur zum Gehen und hebt sie dabei hoch auf, gewohnt durch niederes Gebüsch zu wandern, wie die Känguruhs, wenn er niedersass streckte er sie auch wie ein Känguruh gerade nach vorn und bedeckte und wärmte sie mit dem Leibe. Ich fragte einen Wärter, wohin er den Kopf lege, wenn er schlafen wolle, da er ihn nicht wie der Strauss unter einen Flügel stecken könne, er sagte, er habe es nicht genau beobachtet, glaube aber unter den ganzen Leib, was das abgeriebene Horn des indischen Casuars etwas erklären würde.

Er war auf einem Auge blind und verdrehte daher oft sonderbar den Kopf wenn er etwas ansehen wollte.

Gefüttert wurde er mit Brod und gesottenen Kartoffeln, so hatte, als ich einmal zusah, der Wärter eine Schüssel mit in Zuckerwasser eingeweichtem Brod in einer Hand und reichte ihm mit der anderen ein Stück davon nach dem andern, indem er es ihm vor den Schnabel hielt, worauf der Casuar es wie ein Strauss, doch mit mehr Ruhe nahm und ganz hinunterschluckte, ohne je den Versuch zu machen, selbst in die Schüssel zu greifen.

Ein Kronenreihher (*Grus pavonina Cuvier*), von den Franzosen Oiseau royal, daher in dieser Menagerie Königsvogel genannt, ein bekannter schlanker zierlicher schwarzer, durch seinen bunten Kopf und seine Krone gelblicher schmaler Federn auffallender Vogel aus der klugen Familie der Kraniche, war das gerade Gegentheil seines plumpen neuholländischen Kameraden.

Er hatte ganz die Bewegungen und Sitten eines Kranichs, war zurückhaltend und liess sich nicht berühren; als er wie der Paca und Casuar sehen wollte, was ich mit dem bunten Bock anfangte und ich ihn wegtrieb, nahm er es sehr übel, hob die Flügel und die langen Federn des Halses wie ein Kampfhahn

in die Höhe, sah mich zornig und laut schreiend an, war aber doch so klug zu gehen und wegzubleiben. Inconsequent war es aber, dass er, während er sich gegen Menschen kühn zur Wehr setzte, vor dem kleinen Pavian fürchtete und sich in den innersten Winkel seines Käfigs zurückzog, wenn dieser am Gitter herumkletterte und ihn muthwillig an den Federn zupfte, während er durch das Gitter seinen scharfen Schnabel hätte brauchen können, der Affe aber nicht seine Zähne. In diesen Käfig konnte er frei aus und eingehen, was er oft that, gefüttert wurde er mit Brod und Kartoffeln, nahm auch von mir zugeworfene Weckenbrocken an und pickte am Kraut der gelben Rüben, ein Mal sah ich ihm lange zu, wie er auf- und abgehend Fliegen von der Bretterwand wegfang, er pickte ganz leicht mit dem spitzi-gen schwarzen Schnabel pfeilschnell nach ihnen und nur selten gelang es einer, noch rechtzeitig zu entkommen.

Die Papageien der Menagerie wurden als allgemein bekannt nie erwähnt, es waren sechs Americaner, ein Paar bunte Ara's (*Psittacus Aracanga L.*), ein Paar blaue Ara's (*Psittacus Ara-rauna L.*) und ein Paar gewöhnliche grüne Papageien (*Psittacus aestivus L.*), dann ein Paar africanische graue Papageien (*Psittacus erythacus L.*) und ein ostindischer Cacadu (*Psittacus moluccensis Gmelin*). Kletterthiere wie die Affen, brauchten die Papageien wie jene die Füße als Hände, doch nahmen sie Alles mit dem Schnabel aus der Hand und brachten es erst aus diesem in die Pfote, wie jene vertrugen sie sich sehr gut wann sie nichts zu essen hatten, bekamen aber oft laute Händel, wenn man ihnen etwas gab.

So reichte ich ein Mal jedem der beiden Africaner ein Stück Zwieback, sie fanden ihn hart, der eine liess sein Stück fallen, der andere aber tauchte das seinige in das Wasser, der erste nagte nun an dem eingeweichten Stück des Kameraden, dieser liess es sich eine Zeit lang gefallen, als aber der Nascher ihm auch den letzten Bissen aus dem Schnabel zog, wurde er böse und biss sich lange mit ihm herum. Im Ueberfluss waren sie sehr verschwenderisch, sie verderben weit mehr als sie verzehren, sagte ein Wärter.

Der Cacadu war in seiner Einsamkeit sehr ernst und still, ich hörte nie einen Laut von ihm, auch nahm er nie etwas von mir an, er kannte keinen anderen Zeitvertreib als am Holz zu nagen, so weit seine Kette es gestattete.

Ein Aracanga tauchte ebenfalls wie die Schwäne und Waschbären was man ihm reichte, wenn es hart war, in das Wasser, den Zwieback mit gutem Erfolg, mit schlechtem den Zucker.

Der Alligator (*Crocodylus Lucius Cuvier*) in dem südlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerica ist jetzt ein Handelsartikel, der so häufig nach Europa eingeführt wird, dass man ihn fast in jeder Menagerie, in jeder Naturaliensammlung sieht, die lebenden sind aber meist kleine junge Thiere, Bernabò's Menagerie dagegen enthielt den grössten von mir gesehenen, angeblich 9 Jahre alt.

Dieser Alligator befand sich in einer dunkeln durch Blechkästen voll warmen Wassers und darüber gelegte wollene Decken erwärmten Kiste, aus welcher er bei jeder Erklärung meist von zwei Wärtern hervorgehoben und auf einen mit Flanell bedeckten Tisch gelegt wurde, wo er flach und träge lag und sich kaum bewegte. Die grellen Katzenaugen, der grosse breite Rachen und die sichtbaren scharfen Zähne gaben ihm das Aussehen von Dummheit und Grausamkeit, durch welches so viele Amphibien dem Menschen verhasst sind, besonders wenn der Wärter bei der Erklärung dem Unthier den Rachen weit aufsperrte und man zwischen den Zähnen die hellröthliche breite ganz angewachsene und unbewegliche Zunge sah, ein scharfer Gegensatz zur Schlangenzunge.

Ein Mal hob ihn der stärkste der Wärter allein in die Höhe, damit er von jedermann gesehen werde, ich wunderte mich darüber und fragte ihn, welches Gewicht sein Alligator habe? Hundert und fünfundzwanzig Pfund, war die Antwort.

Ein anderes Mal nahm ich zur allgemeinen Verwunderung der zahlreichen Umstehenden mein Messband aus der Tasche, setzte ihm den Anfang auf die Nase und mass ruhig fort bis zur Schwanzspitze, es ergaben sich 5 Fuss 9 Zoll pariser Mass, also ziemlich Gewicht und Länge eines Mannes.

Den 23. August wurde ich eingeladen einer Fütterung des Alligators, der einzigen während seines Aufenthalts in Stuttgart, anzuwohnen. Man füllte sehr zweckmässig eine Badewanne mit lauem Wasser und legte ihn hinein. Die grosse Wanne war für ihn zu kurz und er musste in einen Bogen gekrümmt darin liegen, dennoch behagte sie ihm vortrefflich, er war nur wenig leichter als das Wasser und befand sich unter dem Wasserspiegel, so dass nur die Augen und die Nasenlöcher sich über demselben befanden, man sah, warum die einen wie die anderen so ungewöhnlich höckerartig über der Scheitellinie erhöht sind; hielt ich die Hand über die Nasenlöcher, besonders wenn er vom Untertauchen herauf kam, so fühlte ich deutlich seinen kalten Athem.

Das Futter bestand in lebenden etwa halbpfündigen Barben (*Barbus fluviatilis Flemming*), die man nach einander ins Wasser setzte. Mit einer der einer Fischotter wenig nachstehenden Gewandtheit tauchte er unter, drehte sich im Kreise herum und fing den Fisch, obschon er von seinem trefflichen Schwimorgan, dem Schwanz, fast keinen Gebrauch machen konnte, und die armen Barben sich nach ihrer Sitte auf dem Grunde haltend, ihr möglichstes thaten, ihm zu entkommen.

Der Fang erfolgte natürlich immer so, dass der Fisch quer im Rachen lag, der Alligator biss ihn todt, dass die Schwimmblase zersprang oder heraustrat, hatte dann einige Mühe, ihn über Wasser so zu wenden, dass er in die rechte Lage kam, der Länge nach, den Kopf gegen den Schlund, dann aber wurde er in einer Secunde hinuntergeschluckt. So verschlang er in kurzer Zeit sechs Fische, dann war er aber satt und fing zwei weitere nicht mehr.

Die Fischefütterung im Wasser stand in lebhaftem Gegensatz zu der langsamen unbehilflichen Fleischfütterung im Trocknen anderer Menagerien und zeigte das auf dem Lande so träge Thier in seinem Elemente als würdigen Nachfolger jener grässlichen schwimmenden Amphibien, welche ein Hauptzug in dem traurigen düstern Charakter der dunkeln nebelvollen Vorwelt ohne sichtbare Sonne, Mond und Sterne waren.

Ueber der Fütterung wurde es Abend, die zahlreichen Zuschauer bemerkten, dass sich der Blick des Thieres nach der Mahlzeit belebe und schrieben dieser zu, was die Abnahme des Lichtes bewirkte, der schmale schwarze Strich auf der gelben Iris erweiterte sich zu einem breiten Oval und näherte so das Auge dem der Tagthiere.

Zwei Riesenschlangen wurden ganz wie der Alligator in einem Kasten warm gehalten und auf demselben Tische vorgezeigt, eine davon als *Boa du Senegal*. Ich sah sie hier zum ersten Mal und wäre geneigt, sie wirklich für den am Senegal vorkommenden *Python hieroglyphicus Schneider* zu halten, Herr Professor Krauss glaubt, dass sie wohl der indische *Python regius* sei, sie war dunkler und gleichfarbiger als die Pythons, so dass sich die Zeichnung weniger hervorhob, vielleicht rührte diese Dunkelheit nur von dem Alter und der geringeren Durchsichtigkeit der Oberhaut her, diese Schlange hatte nämlich auch milchweisse Augen und war blind, der Wärter versicherte mich aber, sie bekomme wieder schwarze Augen und werde sehend, wenn sie sich häute.

Sie wurde zuweilen in lauem Wasser gebadet, so am 23. August vor der Fütterung, zu dieser wurde sie auf den gedeckten Tisch gelegt und ihr ein lebendes Huhn dicht vor den Rachen gehalten, sie berührte es einige Mal mit der Zunge, ohne jedoch zuzugreifen, der Wärter sagte sie sei schüchtern, was auch wahrscheinlich ist, weil sie sich bewusst war, durch die Annahme des Huhns sich auf einige Zeit in einen ganz wehrlosen Zustand zu versetzen. Man legte sie also wieder in die Kiste und das lebende Huhn dazu. Nach einer halben Stunde wurde die Kiste geöffnet, die Schlange hatte richtig das Huhn bei dem Kopfe gepackt und es, zwei Ringe um dasselbe schlingend, erdrückt; so wurde sie auf den Tisch gelegt, wo sie nun, da der Anfang gemacht und der Appetit erregt war, unbeirrt durch das Gedränge der Zuschauer fortmachte.

Es ging sehr langsam, mit Pausen von einigen Minuten griff sie den Rachen möglichst weit aufsperrend vorwärts, rückte aber jedes Mal kaum um ein paar Linien weiter, bis der grösste

Durchmesser des Huhns sich innerhalb der stark ausgedehnten Kinnlade befand, die spitzigen rückwärts gerichteten Zähne verhüteten indessen jeden Rückschritt und der ungemein dehnbare Hals bot keine Schwierigkeit mehr, sobald daher mit jedem neuen Biss statt der bisherigen Zunahme der Spannung der Kinnladen eine Abnahme derselben erfolgte, ging es schnell, noch waren nur die ausgestreckten Füße sichtbar, noch ein Schluck und das ganze Huhn glitt in den Magen hinab. Ein zweites Huhn hatte das gleiche Loos, war aber dieses Mal das letzte.

Die andere Schlange war eine brasilianische Riesenschlange (*Boa Constrictor L.*) mit einer Reihe sehr deutlicher elliptischer Flecken über den Rücken und lebhafter bunter Zeichnung an den Seiten. Mit dieser wurde gar kein Versuch gemacht, sie sei krank, habe schon mehrere Monate nichts angenommen und werde wohl bald sterben.

Wirklich fand man sie auch, als man am 4. September die Kiste öffnete um sie vorzuzeigen, todt, sie wurde für die K. Naturaliensammlung gekauft und von den Herren Medicinalrath Dr. Hering, Generalstabsarzt Dr. von Klein und Professor Dr. Krauss in Oberstudienraths Dr. von Kurr's und meiner Anwesenheit die Section vorgenommen, deren Resultate der erstgenannte von uns die Güte hatte, in dem nachfolgenden Aufsätze zusammenzustellen.

Mittwoch den 10. August brach bald nach Sonnenuntergang ein an tropische Orkane erinnerndes Gewitter über Ludwigsburg aus, der heftige Regen drang in die Häuser, die Ziegeldächer wurden vielfach beschädigt, hundertjährige Linden niedergeworfen. Stuttgart, drei Stunden südlich von Ludwigsburg, befand sich am Saume dieses Orkans, schwarze Wolken sperrten den Widerschein der abnehmenden Dämmerung ab und ersetzten dieselbe durch ein ununterbrochenes Wetterleuchten, immer heller leuchteten die Blitze, bald vernahm man auch das ferne dumpfe Rollen des Donners und auch dieses steigerte sich schnell zu lauten Schlägen; endlich brandeten die Sturmwellen auch an unserer Menagerie, die grossen Segeltücher des Zelt-daches wurden aufgerollt, als wären es Schnupftücher, hell blen-

dend leuchteten die Blitze vom pechschwarzen Himmel, ein dichter Regenguss schlug an die Thierbehälter und da sie der Wetterseite zugekehrt waren, auch in sie hinein, selbst die Bretterwände des Baues schwankten und drohten zu weichen; wir hatten harte Arbeit, sagte mir ein Wärter, überall zu wehren, zu helfen.

In der Thierwelt entstand die grösste Aufregung, zu dem gellenden Geschrei der Papageien, Aras und Affen gesellte sich der tiefe Bass der brüllenden Jaguare, Tiger und Löwen, welche hohe Sprünge machten, selbst die zwei jungen Löwen sprangen so hoch, wie noch nie geschehen, die Hyänen heulten, das unharmonische Concert übertönte selbst den Donner.

Mancher wird diese bei den grossen Katzen sich am heftigsten äussernde Aufregung für eine Wirkung der Elektrizität erklären, ich glaube es nicht, mir scheint vielmehr das starke Licht der Blitze Thieren mit Nachtaugen weher zu thun als anderen und das Knallen der einschlagenden Blitzschläge hatte eine so grosse Aehnlichkeit mit dem der Jägerbüchsen, dass es wohl ernste Besorgnisse in den Thieren erregen konnte, deren Angst noch durch das Rufen und Rennen der Menageriemannschaft vermehrt wurde.

Montag den 5. September ging ich Nachmittags zum letzten Mal in die Menagerie und fand sie schon in völliger Auflösung begriffen, die Gemälde waren abgenommen, Schreiner und Schlosser sägten und hämmerten, die freien Thiere wurden in Käfige gesetzt, der Paca mit einigem Widerstreben von seiner Seite mittelst einer ansteigenden Brücke, der Kronenreihler fing ein gewaltiges Geschrei an, Bernabò packte ihn aber ohne weiters bei den um sich schlagenden Flügeln und schob ihn in den Käfig, in welchen er so oft freiwillig hinein gegangen war. Gerade als man das Segeldach abnehmen wollte, kam ein heftiger Platzregen, ganze Bäche flossen durch die Bude, der Regen schlug an vielen Stellen durch, wir mussten unsere Schirme aufmachen, die Wärter zogen ihre Paletots an und der dritte Platz, welcher die volle Traufe des nicht straff genug gespannten Zel-

tes erhielt, wurde schnell von den wenigen Zuschauern verlassen; ich gab noch dem Babuin, den Stachelschweinen und der guten Antilope einige Birnen, wünschte Bernabò eine glückliche Reise und schied von meinen fünfunddreissigtägigen Bekannten, welche den folgenden Tag die Reise nach Germersheim, Speier und Worms antraten, worauf Bernabò in Frankreich unter einem milderen Himmel die Winterhütte aufzuschlagen gedachte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [16](#)

Autor(en)/Author(s): Martens Georg Matthias

Artikel/Article: [1Â• Paolo Bernabo's grosse orientalische Menagerie. 64-102](#)